

Dieter Lamping (Hg.)

# Geisteswissenschaft heute

Die Sicht der Fächer

ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

Dieter Lamping (Hg.)  
*Geisteswissenschaft heute*  
*Die Sicht der Fächer*  
Stuttgart: Kröner 2015  
(Kröners Taschenausgabe; Band 441)  
ISBN: 978-3-520-44101-0

Veröffentlicht mit Unterstützung des Wilhelm-Weischedel-Fonds.

Für die freundliche Genehmigung, die wunderbare neue Stadtbibliothek Stuttgart auf dem Schutzumschlag abzubilden, sowie für die Bereitstellung der Fotografie danken wir ganz herzlich dem Architekten, Professor Eun Young Yi (Yi Architects, Köln; [www.yiarchitects.com](http://www.yiarchitects.com)).

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 by Alfred Kröner Verlag Stuttgart  
Printed in Germany · Alle Rechte vorbehalten  
Gesamtherstellung: Friedrich Pustet Regensburg

Aus: Dieter Lamping (Hg.), *Geisteswissenschaft heute*, 2015; © Alfred Kröner Verlag, Stuttgart.

## Inhalt

Vorwort des Verlages . . . . .	IX
DIETER LAMPING (MAINZ)	
Zur Lage der Geisteswissenschaften. Einleitung . . . . .	XI
MICHAEL SOMMER (OLDENBURG)	
Von der Zukunft der Vergangenheit: Geschichte als Wissenschaft. . . . .	1
ULRICH PFISTERER (MÜNCHEN)	
Kunstgeschichte als Geister-Wissenschaft. . . . .	22
CHRISTOF RAPP (MÜNCHEN)	
Zur Lage der Philosophie. . . . .	42
PETER STROHSCHNEIDER (MÜNCHEN/BONN)	
Germanistik als Disziplin . . . . .	59
CHRISTA JANSOHN (BAMBERG)	
Anglistik: Exzellente Lehrer/innen braucht das Land . . . .	74
OTTMAR ETTÉ (POTSDAM)	
Zukünfte der Romanistik im Lichte der TransArea Studien. . . . .	93
DIETER LAMPING (MAINZ)	
Die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft: Eine Geisteswissenschaft in Bewegung . . . . .	117
WALTER BISANG (MAINZ)	
Allgemeine Sprachwissenschaft: Sprachliche Vielfalt, Universalgrammatik und Sprachtypologie aus neuerer Sicht . . . . .	134
DAMARIS NÜBLING (MAINZ)	
Dimensionen des Sprachwandels – Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. . . . .	156

ANDREAS F. KELLETAT (MAINZ/GERMERSHEIM) Zwischen allen Disziplinen? Bildung und Ausbildung im Übersetzer-Studium . . . . .	180
DILEK DIZDAR (MAINZ/GERMERSHEIM) Translationswissenschaft – als Gegenwartswissenschaft . . .	194
BERNHARD ZIMMERMANN (FREIBURG IM BREISGAU) Klassische Philologie: Ein traditionelles Fach vor neuen Herausforderungen . . .	210
JÜRGEN LEONHARDT (TÜBINGEN) Latein zwischen Klassizität, Geschichte und Gegenwart . .	221
JOACHIM FRIEDRICH QUACK (HEIDELBERG) Die gegenwärtige Situation der Ägyptologie . . . . .	252
ANDREAS KAPLONY (MÜNCHEN) Die deutschsprachige Arabistik und Islamwissenschaft: aktuelle Herausforderungen und mögliche Reaktionen . .	270
AXEL MICHAELS (HEIDELBERG) Perspektiven und Probleme der deutschsprachigen Indologie . . . . .	282
ALFRED GALL (MAINZ) Die Situation der Geisteswissenschaften – die Slavistik (Literaturwissenschaft) . . . . .	307
KARIN HOFF (GÖTTINGEN) Brücken in den Norden: Literatur- und Kulturvermittlung als Aufgabe der Skandinavistik . . . . .	325
CHRISTOPHER B. BALME (MÜNCHEN) Theaterwissenschaft: Dimensionen einer integrativen Disziplin . . . . .	343
STEPHAN FÜSSEL (MAINZ) Buchwissenschaft – Interdisziplinarität als Konzept . . . . .	361
KATHARINA BAHLMANN, ANNA CRAMME, MECHTHILD DREYER, UWE SCHMIDT (MAINZ) Das Selbstverständnis der kleinen (geistes- wissenschaftlichen) Fächer im zeitlichen Vergleich . . . . .	376
HELEN SMALL (OXFORD) The Situation of the Humanities in Britain . . . . .	400

## Inhaltsverzeichnis

ANNA FATTORI (ROM)	
Germanistik in Italien . . . . .	414
IMMACOLATA AMODEO UND CHRISTIANE LIERMANN	
TRANIELLO (LOVENO DI MENAGGIO)	
Geisteswissenschaften im deutsch-italienischen Dialog: Die ›Villa Vigoni‹ als Ort des Ermöglichens . . . . .	440
Mitarbeiterverzeichnis . . . . .	457



## Vorwort des Verlages

### Zur Lage der Geisteswissenschaften im Land der Dichter und Denker

Die Aufsätze dieses Bandes betrachten die Situation der Geisteswissenschaften von innen: Führende Vertreter der geisteswissenschaftlichen Fächer beurteilen die Lage ihres Faches, indem sie es vorstellen – seine Geschichte, seine Arbeitsgebiete, seine Methoden, seine Relevanz für Wissenschaft und Gesellschaft, seine Gegenwart und häufig auch seine (mögliche) Zukunft. Vorausschicken möchte ich eine – notwendigerweise subjektive – Sicht von außen, die dennoch die Sicht einer Geisteswissenschaftlerin bleibt, ausgebildet vor der Bologna-Reform.

Für die Zwischenprüfung im Fach Germanistik gab mir mein Professor, Reinhard Döhl, folgenden Rat mit auf den Weg: »Ich will am Ende nicht nur wissen, was Sie gelernt haben, ich will vor allem wissen, ob Sie alles glauben, was geschrieben steht.« Das ist für mich der Kern der Geisteswissenschaften: Sie sind gehalten, junge Menschen zu kritischen Geistern zu bilden, die eben nicht alles glauben, was geschrieben steht. In einer Welt, die zunehmend von Informationsüberfluss und Laienwissen dominiert wird, ist ein solcher kritischer Zugang, das Wissen um die Subjektivität jeglicher Meinung, aber auch das Expertenwissen, das die Geisteswissenschaften sehr wohl vermitteln, wichtiger denn je. Nicht umsonst stehen viele erfolgsorientierte Wirtschaftsunternehmen auch deshalb so gut da, weil Geisteswissenschaftler in ihren Führungsgremien einen anderen Blickwinkel einbringen.

Der zweite Punkt betrifft den Grund, aus dem ich selbst – und wahrscheinlich die überwiegende Mehrzahl der Philologie-Studenten – das Germanistik-Studium gewählt habe: die Literatur. Sie ist nicht nur ein Unterhaltungsmedium neben anderen, neuen und alten. Sie erlaubt es, andere Denkweisen, Lebensentwürfe, Kulturen und Kontinente nicht nur kennenzulernen, sondern für eine Weile, solange die Lektüre eben dauert und häufig genug auch darüber hinaus, *in ihnen zu leben*. Kein Fernsehbericht, kein Zeitungsartikel und auch keine Website erlaubt einen solch intimen Zugang zum Anderen. Und was die Literatur poetisch vermittelt, vermitteln die anderen Künste auf ihre je eigene Weise: das Erlebnis anderer Welten. Mit diesem besonderen Zugang beschäftigt sich ein Großteil der Geisteswissenschaften, vor allem auch jene, deren Wert für die Gesellschaft gerne angezweifelt wird. Was dies in einer globalisierten Welt bedeutet, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Ob das alles mit einem modularisierten Studium vereinbar ist, das auf *employability* ausgerichtet ist, ist aus meiner Sicht äußerst fraglich. Für Verlage jedenfalls, die immer noch das Wunschbetätigungsfeld vieler Geisteswissenschaftler sind, scheint mir ein Student, der im Hinblick auf eine solche *employability* ausgebildet wurde, gerade nicht *employable*.

Seit nunmehr 111 Jahren hat sich der Alfred Kröner Verlag den Geisteswissenschaften verschrieben. Tatsächlich war es das Ziel seines Gründers, von Alfred Kröner, mit seinen schönen, handlichen, verlässlichen und zugleich bewusst preiswerten Ausgaben – der Kröner Taschenausgabe – geisteswissenschaftliche Literatur einem möglichst breiten Leserkreis nahezubringen. Es wäre ihm sicher eine Freude gewesen, seinen Lesern diese Sicht von innen heraus auf eine sehr lebendige Wissenschaft zu präsentieren.

*Julia Aparicio Vogl*

*Stuttgart, im Januar 2015*



DIETER LAMPING (MAINZ)

## Zur Lage der Geisteswissenschaften Einleitung

### 1.

Die Geisteswissenschaften können sich über fehlende Aufmerksamkeit nicht beklagen. In der medialen Öffentlichkeit sind sie auf vielerlei Weise präsent. Vor allem große Fächer wie die Geschichtswissenschaft und die Germanistik, auch die Philosophie, haben ein Publikum über die akademischen Fachzirkel hinaus, das sich für ihre Gegenstände und ihre Forschungen interessiert. Neben dem fachlichen gibt es auch ein erkennbares hochschulpolitisches Interesse an den Geisteswissenschaften: Führende Wissenschaftsorganisationen haben sich in den letzten Jahren mit ihnen beschäftigt. So hat 2005 der Wissenschaftsrat *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland*<sup>1</sup>, 2012 die Hochschulrektorenkonferenz eine Kartierung als Bestandsaufnahme der Kleinen Fächer<sup>2</sup> vorgelegt. 2007 rief das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung das ›Jahr der Geisteswissenschaften‹ aus. Zu den offiziellen wissenschaftspolitischen Verlautbarungen, die mitunter sogar über die Universitäten hinaus Resonanz finden, gesellen sich

1 Vgl. Wissenschaftsrat: *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland*, Köln 2006.

2 Vgl. Hochschulrektorenkonferenz (Hg.): *Ergebnisse eines HRK-Projekts. Kleine Fächer an den deutschen Universitäten interdisziplinär und international*, Bonn 2012.

immer wieder Schriften, in denen Geisteswissenschaftler ihre Situation zum Thema machen, manchmal, aber nicht immer aus aktuellem Anlass.<sup>3</sup>

Sich selber zu reflektieren gilt als eine Eigenart der Geisteswissenschaften. Kritiker sehen darin einen Beleg für ihre Ansicht, dass diese Fächer vor allem mit sich selbst beschäftigt seien. Das kommt der Wahrheit nicht sehr nahe. Seit die Geisteswissenschaften sich an deutschen Universitäten etablierten, haben sich nicht nur die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Arbeit mehrfach grundlegend verändert, sondern auch viele ihrer Gegenstände.<sup>4</sup> Gerade die historische Verfasstheit ihrer Objekte zwingt sie immer wieder dazu, sowohl ihr jeweiliges Fachverständnis als auch ihre gesellschaftliche Funktion neu zu bedenken. Fortwährende Reflexion und Selbstreflexion ist auch deshalb ein Teil ihrer wissenschaftlichen Praxis und gehört wesentlich zu ihrer Bemühung, »ein Wissen von sich selbst«<sup>5</sup> zu schaffen. Ein solches Wissen vermitteln sie aber nicht nur der Gesellschaft, die es braucht, um sich in einer sich ständig wandelnden Welt zu orientieren, sondern auch sich selber.

In den Titeln der Arbeiten, die den Geisteswissenschaften gewidmet sind, kommen auffällig oft zwei Ausdrücke vor: ›Zukunft‹ und ›Krise‹.<sup>6</sup> Das wiederum mag den Eindruck erwecken, die Geisteswissenschaften müssten, in ständigen

3 Vgl. etwa Jörg Dierken in Zusammenarbeit mit Andreas Stuhlmann (Hg.): *Geisteswissenschaften in der Offensive. Hamburger Standortbestimmungen*, Hamburg 2009.

4 Vgl. dazu etwa Wissenschaftsrat 2006, S. 10–14.

5 Jürgen Mittelstraß: »Die Zukunft der Geisteswissenschaften in einer multipolaren Welt. Eine Einführung«, in: Ders./Ulrich Rüdiger (Hg.): *Die Zukunft der Geisteswissenschaften in einer multipolaren Welt*, Konstanz 2012, 9–11, hier S. 10.

6 Vgl. etwa Ulrich Arnsward (Hg.): *Die Zukunft der Geisteswissenschaften*, Heidelberg 2005; Helmut Reinalter (Hg.): *Krise der Geisteswissenschaften? Ihre Bedeutung und gesellschaftliche Relevanz*, Weimar 2011; Mechthild Dreyer/Uwe Schmidt/Klaus Dicke (Hg.): *Die Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität von morgen*, Wiesbaden 2014.

Krisen steckend, um ihre Zukunft bangen. Doch auch das täuscht. Die Rede von einer Krise wird zwar gern bemüht, sobald konkrete Bestände gefährdet sind. Die Streichung einzelner Professuren und die Schließung mancher, meist kleiner Institute, durchweg im Zuge von Sparmaßnahmen, sind in aller Regel bedauerlich, oft ärgerlich, in der Sache fast immer anfechtbar. Aber sie bedeuten nicht unbedingt schon eine Krise der jeweiligen Wissenschaft, sondern allenfalls eine der Institution, an der sie angesiedelt ist, mehr aber noch eine der Wissenschafts- und der Finanzpolitik. Im Übrigen ist daran zu erinnern, dass (Geistes-)Wissenschaft nicht nur institutionell, an Universitäten und Akademien, betrieben wird, sondern oft das Werk unabhängig arbeitender Individuen ist. Die Anfänge der Psychoanalyse und der kunsthistorischen Warburg-Schule sind dafür nur zwei prominente Beispiele.

Von einer ernsthaften institutionellen Krise der Geisteswissenschaften insgesamt kann zur Zeit nicht die Rede sein – abgesehen von der durch die Politik herbeigeführten »Überfüllungskrise seit den 1980er Jahren«<sup>7</sup>, von der viele von ihnen als Massenfächer betroffen sind. Im deutschen Universitätssystem sind sie im Ganzen fest verankert. Mag auch immer wieder eines ihrer Fächer zur Disposition stehen – wie es ebenfalls in den Naturwissenschaften vorkommt –, so sind sie doch insgesamt nicht in ihrer Existenz gefährdet, nicht einmal dann, wenn sie sich selber infrage stellen, wie es gelegentlich auch geschieht. Die Zahl der geisteswissenschaftlichen Fächer hat in den vergangenen drei Jahrzehnten sogar zugenommen. Die Nachfrage nach ihren Studiengängen ist ungebrochen.<sup>8</sup> Fast einem Fünftel der Schulabgänger erscheint offenbar ein geisteswissenschaftliches Studium at-

7 Ulrich Herbert/Jürgen Kaube: »Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform«, in: Elisabeth Lack/Christoph Marksches (Hg.): *What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/Main/New York 2008, 37–51, hier S. 38.

8 So veranschlagt das statistische Bundesamt den Anteil von Studierenden in den »Sprach- und Kulturwissenschaften« für 2012/13 auf 19%.

traktiv. Auch wenn nicht alle es abschließen, behalten doch viele das Interesse und die Lust an den Gegenständen, sei es Geschichte, Philosophie, Sprache, Literatur oder Kultur, die ihr Leben über das Studium hinaus prägen. Der Arbeitsmarkt nimmt die Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge auch weiterhin auf, und keineswegs nur in den Bereichen, für die sie üblicherweise ausgebildet werden. Gerade wo es in einer immer mehr vernetzten Welt um Kommunikation, nicht selten über kulturelle Grenzen hinweg, geht, haben Akademiker mit geisteswissenschaftlicher Expertise einen unübersehbaren Vorteil. Die Geisteswissenschaften selbst schließlich sind wissenschaftlich produktiv wie eh und je, oft genug auf nach wie vor hohem Niveau.

## 2.

Allerdings sind auch die Geisteswissenschaften von den markanten Veränderungen der Universität während der letzten ungefähr 10 Jahre betroffen. Stichworte dafür hat schon 2005 der Wissenschaftsrat genannt: der »Wettbewerb in den Hochschulen um Ressourcen und zwischen den Hochschulen um Profile«, der im Exzellenzwettbewerb einen Höhepunkt erreicht hat; »neue Studiengänge und Studienabschlüsse« im Zuge des Bologna-Prozesses; und »neue Qualifikationswege für den wissenschaftlichen Nachwuchs«<sup>9</sup>, wie sie durch die Einrichtung von Juniorprofessuren entstanden sind. Hinzu kommt inzwischen die Verkürzung der gymnasialen Schulzeit, die die Universitäten vor neue Probleme stellt. Nicht zu übersehen sind schließlich verschlechterte Rahmenbedingungen, die ebenfalls alle Wissenschaften betreffen – von der vergleichsweise bescheidenen Bezahlung insbesondere von wissenschaftlichen Mitarbeitern über die mangels unbefristeter Stellen schlechten Aussichten von Nachwuchswissenschaftlern bis hin zu immer neuen Sparmaßnahmen, selbst

9 Wissenschaftsrat 2006, S. 5.

in Zeiten wachsenden Wohlstands und steigender Steuereinnahmen. Die Unterfinanzierung der Hochschulen ist inzwischen chronisch – bei gleichzeitig fast allfälligen politischen Bekenntnissen zur Bedeutung der akademischen Ausbildung. Das mag mit einem in der Politik weitverbreiteten »Anti-Intellektualismus« zu erklären sein, der, so Ulrich Herbert, »in Deutschland ausgeprägter ist als anderswo«. <sup>10</sup> Zu ihm gesellen sich allerdings oft genug Unverständnis und Gleichgültigkeit in der Öffentlichkeit.

Es ist auf jeden Fall mehr als Rhetorik, wenn von den »geradezu revolutionären Veränderungen in den Organisationsformen und der inneren Strukturierung unserer Universitäten« <sup>11</sup> gesprochen wird. Im Zentrum dieser Veränderungen steht der Wechsel von einem Bildungs- zu einem Ausbildungsstudium. Er hat zur Einführung der neuen Bachelor- und Master-Studiengänge geführt, die tiefer in die Struktur der deutschen Universität eingegriffen haben als alle vorangegangenen Reformen. Dadurch hat sich nicht zuletzt auch das im Mittelpunkt der akademischen Arbeit stehende Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden gewandelt, und zwar in mehr als einer Hinsicht.

1972 erschien im Suhrkamp Verlag aus Anlass des 70. Geburtstags des elsässischen Germanisten Robert Minder ein Sammelband mit dem Titel *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?* <sup>12</sup> Bemerkenswert an ihm mag im Nachhinein nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit erscheinen, die damals germanistischen Literaturwissenschaftlern zuteilwurde. Noch auffälliger dürfte heute sein, dass dieser »Lagebericht einer Wissenschaft« (wie er sich selber bezeichnete) den Bildungs- und Karriereweg von Professo-

10 Herbert/Kaube 2008, S. 48.

11 Reinhold R. Grimm: »Zum Leistungsspektrum eines (kleinen) Fachs«, in: <http://www.kleinefaecher.de/literaturhinweise>; 21.11.2014.

12 Vgl. Siegfried Unseld (Hg.): *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Robert Minder*, Frankfurt/Main 1972.

ren in den Mittelpunkt stellt. Das wäre heute kaum noch denkbar. Mit den Bologna-Beschlüssen sehen nicht zuletzt deren Befürworter den Übergang von der ›Professoren‹- zur ›Studierenden-Universität‹ vollzogen. Diese neue Universität soll sich nicht mehr an den akademischen Lehrern, auch nicht den qualifiziertesten von ihnen, orientieren, sondern an den ›Lernern‹, wie sie gerne genannt werden.

Tatsächlich hat sich durch den Reformprozess der letzten Jahre gerade der Beruf des Professors erheblich verändert. Der Unterschied wird schon im Abstand einer Generation deutlich. Auch für Geisteswissenschaftler stand vor 30–40 Jahren die Forschung im Mittelpunkt ihrer Arbeit, deren Ausweis Aufsatz- und Buchpublikationen darstellten, vor allem Monographien. Drittmittel, abgesehen von Druckkostenzuschüssen, waren dafür nicht unbedingt notwendig; vor allem Philologen, sofern sie nicht an großen Editionen arbeiteten, kamen ohne sie aus. Sie benötigten meist nicht mehr als Zeit, den Zugang zu einer guten Bibliothek oder einem Archiv, Papier und Schreibgeräte, schließlich gelegentlich fachkundige Gesprächspartner. Die Lehre – keineswegs, wie es das Vorurteil wissen will, immer unwillig betrieben – wurde letztlich als Einführung in die Forschung, natürlich auch die eigene, verstanden. Um an ihr teilnehmen zu können, intellektuell und persönlich gereift, wurde gerade von den begabten Studierenden Zeit verlangt, auch längere Studienzzeit. Das alles galt mehr oder weniger selbstverständlich und war lange nicht eigens zu rechtfertigen.

Das hat sich geändert. Das traditionelle Selbstverständnis von Professoren ist inzwischen grundlegend infrage gestellt worden – nicht zuletzt mit dem Argument, dass die von ihnen dominierte Universität nur für vergleichsweise wenige Studierende geeignet gewesen sei, die wiederum letztlich bloß zu Fachwissenschaftlern ohne besondere berufliche Qualifikation ausgebildet worden seien. Unter den Bedingungen der neuen Studiengänge sind Professoren nicht nur in anderer Weise, sondern auch in größerem Maß als zuvor Lehrer. Inzwischen umfasst das Regellehrdeputat nicht, wie

meist Anfang der 90er Jahre, 6, sondern 9 Semesterwochenstunden. Bei den ›Lehrprofessoren‹, die es inzwischen gibt, ist es noch höher. Zugleich ist die Zahl der Studierenden, die zu betreuen sind, erheblich gestiegen – durchweg stärker als die Zahl der Professoren und Professorinnen. Von ihnen wird nun erwartet, dass sie zunächst didaktisch denkende Vermittler von abprüfbarem und anwendbarem Wissen sind – die gleichzeitig darauf achten, dass das Studium zügig und von möglichst vielen erfolgreich abgeschlossen wird.

Wie der Anteil der Lehre an der Tätigkeit eines Professors ist auch der der Verwaltung fast wie selbstverständlich gestiegen, zuletzt noch einmal durch die Einführung der bürokratisch aufwändigen neuen Studiengänge. Selbst die Erwartungen an die Forschung haben sich verändert. Professoren sollen heutzutage nicht nur Forscher, sondern nach Möglichkeit auch Forschungsmanager sein, die vorzugsweise in Verbänden arbeiten und sie am besten leiten. Als Ausweis ihrer Qualität gilt die Einwerbung von Drittmitteln, die, als Teil der Finanzierung der Hochschulen, oft wichtiger geworden ist als die größere oder selbst die ›große‹ Publikation. Die Monographie, als Leistung eines einzelnen Wissenschaftlers, wird zunehmend durch Sammelbände überflügelt, die jeweils überschaubare Ergebnisse von Gemeinschaftsprojekten bündeln.

Nicht weniger als die wissenschaftspolitisch manifesten Erwartungen an Professoren haben sich auch die an Studierende verändert. Sie sollen, im Sinn der Bologna-Beschlüsse, im Laufe ihres Studiums vor allem Kompetenzen erwerben, die keineswegs nur fachlicher Art sind. Ihr Studium soll im Ganzen weniger ihrer Bildung als der Ausbildung für den Arbeitsmarkt dienen: ihrer ›Beschäftigungsfähigkeit‹. In der Regel haben sie eine höhere Zahl von meist kleineren Prüfungen als früher abzulegen. Im Gegenzug sind sie regelmäßig aufgefordert, ihre Lehrer zu evaluieren. Ihr Studium ist in Module als vor allem thematische Einheiten von Lehrveranstaltungen eingeteilt, deren Abfolge weitgehend festgelegt ist. Studierende organisieren ihr Studium nicht mehr selbst.

Seine Struktur ist ihnen weitgehend vorgegeben und in der Regel den nicht selten detaillierten Modulhandbüchern zu entnehmen. Eigenständigkeit wird von den Studierenden, zumal im Bachelor-Studiengang, nur eingeschränkt erwartet, noch weniger Teilnahme an Forschung. Die Regelstudienzeit von früher acht Semestern im Magisterstudiengang ist, wohl auch deshalb, auf sechs Semester im Bachelorstudiengang herabgesetzt worden. Um ihn erfolgreich zu bewältigen, stehen den Studierenden Studienbüros und Prüfungsämter zur Seite, die für sie nicht selten genauso wichtig werden wie ihre Dozenten. Dass man vorzugsweise bei bestimmten Professoren studiert, als deren Schüler man sich begreift, gehört der Vergangenheit an.

### 3.

Die skizzierten Veränderungen der Universität, die bis in den akademischen Alltag hinein zu spüren sind, schlagen in unterschiedlicher Hinsicht auf die geisteswissenschaftlichen Fächer durch. In der gegenwärtigen Situation stellen sich ihnen vor allem drei große Herausforderungen. Die erste ist praktischer, die zweite theoretischer, die dritte kommunikativer Art.

1. Durch die Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge in ihrer signifikanten Differenz zu den alten Magisterstudiengängen sind die Geisteswissenschaften gezwungen, ihre wissenschaftspraktischen Ziele neu zu bestimmen. Jürgen Osterhammel hat das in die Frage gekleidet: »Wie kann man welches geisteswissenschaftliche Wissen auf welchem Niveau (es kann nicht alles Weltspitze sein) wem mit welcher Berufsperspektive vermitteln?«<sup>13</sup> Die Frage bringt die

13 Jürgen Osterhammel: »Globale Asymmetrien in den Geisteswissenschaften. Das Beispiel der Geschichte«, in: Mittelstraß/Rüdiger 2012, 13–26, hier S. 26.



im weitesten Sinn didaktische Aufgabe der Geisteswissenschaften, wie sie sich aus der veränderten Zweckbestimmung des Universitätsstudiums ergibt, unter den Bedingungen der neuen Studiengänge auf den Punkt. So pragmatisch die Frage formuliert ist, rührt sie doch an zwei grundlegende Probleme. Zum einen setzt sie eine Verständigung über fachliche Standards, insbesondere über Gegenstände und Methoden voraus, die in den Geisteswissenschaften nicht leicht herzustellen ist. Zum anderen fällt die Beurteilung der Reformen auch unter Geisteswissenschaftlern, unterschiedlich, ja kontrovers aus. Tatsächlich werden sie bis heute immer wieder problematisiert und grundsätzlich kritisiert.<sup>14</sup> Die Befürworter der Reformen verweisen gern auf die offensichtlichen Mängel vor allem der alten Magisterstudiengänge, die nicht zuletzt durch ihre Offenheit und Komplexität eine Überforderung vieler Studierender dargestellt hätten. Sie begreifen demgegenüber den »Bologna-Prozess als Chance für längst überfällige Modernisierungsprozesse«<sup>15</sup>. Sie setzen dabei auf internationale Vergleichbarkeit, größere Praxisorientierung und übersichtlich strukturierte Studienverläufe. Die Praxis gibt ihnen allerdings nicht unbedingt in allem Recht: Die Zahl der Studienabbrecher ist, mit momentan ca. 30%, nach wie vor hoch, die Mobilität der Studierenden lässt zu wünschen übrig, ebenso die Akzeptanz insbesondere des Bachelor-Abschlusses außerhalb der Universität. Gleichwohl gibt es Fächer, deren Situation sich mit der Einführung der neuen

14 Vgl. exemplarisch Franz Schultheis/Paul-Frantz Cousin/Marta Roca di Escoda (Hg.): *Humboldts Albtraum. Der Bologna-Prozess und seine Folgen*, aus dem Französ. von Franz Hector, Konstanz 2008; Konrad Paul Liessmann: *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*, Wien 2006; außerdem Ders.: *Geisterstunde. Die Praxis der Unbildung. Eine Streitschrift*, Wien 2014; sowie Julian Nida-Rümelin: *Der Akademisierungswahn. Zur Krise beruflicher und akademischer Bildung*, Hamburg 2014.

15 Vgl. etwa Waltraud »Wara« Wende: »Wozu Germanistik? Der Bologna-Prozess als Chance für längst überfällige Modernisierungsprozesse«, in: Georg Bollenbeck/Waltraud »Wara« Wende (Hg.): *Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft*, Heidelberg 2007, 105–122.

Studiengänge verbessert hat und die sie schon deshalb begrüßen.

Kritiker der Reformen beklagen dagegen nicht nur den Mangel an geistigen Freiräumen in dichtbesetzten Stundenplänen und eine Verschulung des Studiums, die die Universitäten in die Nähe der Fachhochschulen rückt. Sie kritisieren auch die der Reform zugrundegelegten Begriffe der Kompetenz und des Wissens,<sup>16</sup> das unausgeglichene Verhältnis von »Berufsausbildung« und »Persönlichkeitsbildung«<sup>17</sup> und schließlich das Konzept eines auf »Beschäftigungsfähigkeit« zielenden Studiums, das den einen nur als »Notanker«<sup>18</sup> gilt, anderen zu sehr an den Erfordernissen des Marktes ausgerichtet erscheint. »Die Ablösung von Wissen durch Kompetenz, von Sprachbeherrschung durch Präsentationsfähigkeit, von Fachstudium durch Kombination von Modulen«, hat etwa Heinz Schlaffer zu bedenken gegeben, »schafft einen neuen Typus des Arbeitnehmers. Er muss für schnell wechselnde, unvorhersehbare Zwecke verfügbar und brauchbar sein, wobei das Festhalten an bestimmten, ernsthaft angeeigneten Inhalten, wie es früher die Bildungseinrichtungen forderten, nur hinderlich wäre.«<sup>19</sup>

2. Nicht erst in den letzten Jahren sehen sich die Geisteswissenschaften im System der Wissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften, auch den Sozialwissenschaften oftmals in der Defensive. Lebten sie im 19., selbst noch im frühen 20. Jahrhundert im Bewusstsein, kulturell und akademisch identitätsstiftend zu sein und in einem emphatischen Sinn

16 Zur Kritik am Wissens-Begriff vgl. etwa Liessmann 2006, insbes. S. 88–103 und 143–158.

17 Vgl. dazu etwa Julian Nida-Rümelin: »Die Zukunft der Geisteswissenschaften – Eine humanistische Perspektive«, in: Arnswald 2005, 11–27, hier S. 26.

18 Julian Nida-Rümelin: *Philosophie einer humanen Bildung*, Hamburg 2013, S. 12.

19 Heinz Schlaffer: »Selbstkompetenz ist nichts für Zweifler«, in: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher>; 12.10.2014.

Wissenschaft überhaupt zu repräsentieren, haben sie heute zunehmend mit einer gewissen ironischen Geringschätzung zu kämpfen. »Sie werden«, so Jürgen Mittelstraß, mehr und mehr »in eine Nischenexistenz gedrängt und bilden auch im Wissenschaftszusammenhang, wenn es um Fragen der Wissenschaftlichkeit selbst geht, die Nachhut«. <sup>20</sup> Das ist auch eine Folge der öffentlichen, nicht zuletzt von der Wissenschaftspolitik bestimmten Definition von Wissenschaft und Forschung über deren Nützlichkeit. Bei »der Übersetzung von reinem Wissen in nützliches Wissen« haben die Geisteswissenschaften oft tatsächlich »wenig zu bieten«. <sup>21</sup> Sie sind nicht zuvörderst an Anwendbarkeit interessiert, sondern orientieren sich meist ausdrücklich an selbstgesetzten, aus der Sachlogik der Fächer und ihrer Fragestellungen erwachsenen Erkenntniszielen.

Dabei hat sich allerdings in den letzten Jahrzehnten eine unübersehbare Kluft aufgetan. Bis in die großen Förderinstitutionen hinein gibt es inzwischen weitverbreitete Zweifel an geisteswissenschaftlicher Forschungsleistung, die vor allem Zweifel an ihrer Messbarkeit sind. Praktisch wiegen sie umso schwerer, als auch für die Geisteswissenschaften die Einwerbung von Drittmitteln immer wichtiger wird. Mit deren Akquise verbunden sind Prozeduren der Qualitätsmessung und der Evaluation, denen sich auch die Geisteswissenschaften unterziehen müssen. Dabei tun sie sich oft schwer, wie gefordert, ihre Standards zu definieren. Deutlich ausgesprochen wird deshalb inzwischen der Hinweis, bei ausbleibender »Operationalisierung der Qualitätskriterien« durch die Geisteswissenschaften bestehe das Risiko, »dass ihre Leistungen an den durch andere Wissenschaftsbereiche entwickelten Maßstäben gemessen und verglichen werden«. <sup>22</sup>

20 Mittelstraß 2012, S. 9.

21 Ebd.

22 Thomas Wiemer: »Ideen messen, Lektüren verwalten? Über Qualitätskriterien literaturwissenschaftlicher Forschung«, in: *Journal of Literary Theory* 5,2 (2001), 263–278, hier S. 267.

Tatsächlich findet sich nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den Sozialwissenschaften, deren Geschäft die wissenschaftliche Evaluation zum größten Teil ist, eine »gewisse Hilflosigkeit«<sup>23</sup>, auch Verständnislosigkeit gegenüber der schwer quantifizierbaren und generalisierbaren geisteswissenschaftlichen Forschungspraxis.

Mittlerweile beteiligen sich die Geisteswissenschaften allerdings selbstbewusster an der öffentlichen Diskussion über ihre wissenschaftlichen Standards – und zeigen sich durchaus kritisch gegenüber Anforderungen, die von außen an sie herangetragen werden. Nicht selten wird dabei auch die mittlerweile gängige Praxis der Evaluation infrage gestellt. Georg Braungart hat in der »Evaluationsdebatte« ein Symptom dafür erkannt, dass, »bei knapperen Ressourcen und bei globaler Konkurrenz um Intelligenz und Kreativität, eine präzisere Steuerung von außen nötig« sei oder »als nötig erachtet« werde, mit Folgen, die für die Geisteswissenschaften nachteilig sind:

Man scheint der Überzeugung zu sein, dass die einzelnen Disziplinen und das Wissenschaftssystem als Ganzes ihre internen Hierarchisierungen nicht mehr selbst vornehmen können. Letztlich sind, bezogen auf die Geisteswissenschaften, diese Diskussionen der Beweis dafür, dass sich die Existenz geisteswissenschaftlicher Forschung nicht mehr von selbst versteht – und nicht mehr von selbst rechtfertigt. Qualitätsmessung, Evaluation, Leistungsbezug tangieren damit ganz erheblich die Akzeptanz und die gesellschaftliche Legitimation von Geisteswissenschaften.<sup>24</sup>

Es bleibt eine der Aufgaben der Geisteswissenschaften, ihr Verständnis von Wissenschaft, sowohl in der Forschung als auch in der Lehre, darzulegen, um es gegen Missverständnisse, Abwertung oder Marginalisierung zu behaupten. Das kann allerdings nicht bedeuten, überkommene Konzepte, sei

23 Georg Braungart: »Qualität und Qualitäten: Forschungsmessung in den Geisteswissenschaften«, in: Lack/Markschies 2008, 99–111, hier S. 108.

24 Ebd., S. 110.

es einzelner Fächer, sei es der Geisteswissenschaften im Ganzen, einfach festzuschreiben.

3. Die Geisteswissenschaften sind heute mehr als früher einem Legitimationsdruck ausgesetzt und müssen sich deshalb der Gesellschaft und der Politik in neuer Weise erklären. Das sollte ihnen nicht schwerfallen. Sie haben traditionell oftmals ein Publikum außerhalb der Universität, etwa unter wissenschaftlich gebildeten Lehrern an höheren Schulen, die lange als Inbegriff der Bildungsbürger galten. Zwar droht durch die Schulreform und durch die Reform der Lehrerausbildung dieses Publikum zu schwinden. Dass es ganz verschwindet, ist jedoch nicht zu erwarten. Zudem steht den Geisteswissenschaften weiterhin der Weg in die Öffentlichkeit über Verlage, Zeitungen und andere Medien offen. Dass die »vielbeschworene und offensichtlich noch zu wenig genutzte (vermeintliche oder tatsächlich vorhandene) Nähe der Geisteswissenschaften zur Medienöffentlichkeit« eine Chance darstellt, »ökonomischen *output*, Patente, neue Therapien und Techniken durch kulturelles Kapital aufzuwiegen«,<sup>25</sup> liegt auf der Hand. »Die Qualität der Geisteswissenschaften«, hat Georg Braungart pointiert behauptet, »wird sich immer mehr auch durch ihre Fähigkeit zur Vermittlung ihrer Ergebnisse vermitteln lassen – nicht im Sinne von Populärwissenschaft, sondern im Sinn einer offensiven Beteiligung an der Diskussion um Rankings, Evaluationen, Exzellenz und Standards«.<sup>26</sup>

#### 4.

Die skizzierten Probleme vor allem mögen im Großen gegenwärtig die Lage der Geisteswissenschaften kennzeichnen. Gleichwohl bieten sie kein einheitliches Bild. Ihre

25 Ebd., S. 111.

26 Ebd.

»Heterogenität«<sup>27</sup> ist bei manchen Wissenschaftsforschern berüchtigt – aber nicht schwer zu erklären. Tatsächlich sind die Geisteswissenschaften durch unterschiedliche Gegenstände und unterschiedliche Wissenschaftstraditionen gekennzeichnet, wie auch durch die oft beschworenen verschiedenartigen Fachkulturen – was angesichts ihrer Vielzahl nicht verwunderlich sein kann.

Nicht zu übersehen ist insbesondere der Unterschied zwischen Fächern, die berufsorientiert sind und etwa ihre wichtigste Aufgabe in der Ausbildung von Lehrern sehen, und solchen, die sich weiterhin als vor allem forschungsorientiert verstehen. Es liegt auf der Hand, dass der Legitimationsdruck für die Lehramtsfächer durchweg geringer ist. Ihre gesellschaftliche Relevanz muss meist kaum erklärt werden, schon weil sich das schulische Fächerspektrum nicht annähernd so schnell wandelt wie das akademische.

Offensichtlich ist auch der immer wieder diskutierte Unterschied zwischen sogenannten großen und sogenannten kleinen Fächern – die diese missverständliche Bezeichnung nicht wegen der Begrenztheit ihrer Gegenstandsbereiche und Aufgaben erhalten haben. Als »klein« gelten sie, im Unterschied zu den Massenfächern, entweder aufgrund ihrer geringen personellen Ausstattung, die sich oft auf eine oder zwei Professuren beschränkt, oder aufgrund ihrer vergleichsweise geringen Zahl von Studierenden. Die kann allerdings im Lauf von ein oder zwei Jahrzehnten erheblich schwanken, ohne dass sich jedoch zwangsläufig die Ausstattung verbessern würde. Auch kleine Fächer können deshalb Überlastfächer werden. Häufig sind sie Disziplinen, die im 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund des nationalen Paradigmas in den Geisteswissenschaften nur begrenzt gefördert wurden – selbst wenn ihr internationales Renommee groß war. Daran ist auch in der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart nicht viel geändert worden, obwohl die oft eindrucksvolle Leistungsfähigkeit und Forschungsintensität solcher Fächer kaum be-

27 Ebd., S. 108.

stritten wird. Vielen von ihnen, die man auch Wissenschaften vom kulturell Fremden nennen könnte wie die Arabistik, die Ägyptologie, die Indologie, die Judaistik, die Orientalistik und andere, kommt in Zeiten verstärkter interkultureller Kommunikation eine neue gesellschaftliche Relevanz zu.

Der Druck, unter dem diese Fächer in einem sich ständig verschärfenden Wettbewerb stehen, lässt ihnen allerdings oftmals keinen Raum für eine freie Entfaltung, sondern zwingt sie zu ständigem Überlebenskampf innerhalb der universitären Institutionen, zumal wenn diese vor allem ökonomischen Prinzipien unterworfen werden. »Sobald betriebswirtschaftliche Kennziffern die Idee einer ausdifferenzierten Fakultät ersetzen«, hat Jürgen Osterhammel festgestellt, »sehen sich die immer schon marginalen ›kleinen Fächer‹ in Macht- und Verteilungskämpfen schutzlos der Interessenpolitik der quantitativ ›großen‹ Geisteswissenschaften ausgeliefert«. <sup>28</sup> Insbesondere wenn sie nicht in die Lehrerausbildung eingebunden sind, werden sie fast reflexhaft ins Gespräch gebracht, sobald Sparmaßnahmen anstehen. Nur selten haben sie in der Politik eine Lobby.

Der Wechsel von einem geisteswissenschaftlichen Bildungs- zu einem Ausbildungsstudium im Zeichen des Bologna-Prozesses scheint die kleinen Fächer in tieferer Weise zu treffen als die großen. Aufgrund ihrer geringen Ausstattung gelangen sie schneller an die Grenzen ihrer Kapazitäten. Viele von ihnen können keine eigenen, durchweg lehrintensiven Bachelor- und Master-Studiengänge anbieten und sind schon deshalb in ihrer Existenz gefährdet. Der Preis des Überlebens ist dann nicht selten die Beteiligung an neu konzipierten Studiengängen, die nicht mehr in einer Disziplin angesiedelt sind, sondern verbundartig Module aus verschiedenen Fächern kombinieren. Der Reiz neuer Interdisziplinarität kann dabei jedoch mit einer Erosion der Disziplinarität einhergehen, der die Gefahr wissenschaftlichen Dilettantismus innewohnt.

28 Osterhammel 2012, S. 16.

## 5.

Der vorliegende Band beteiligt sich an den Diskussionen über die Lage der Geisteswissenschaften vor allem dadurch, dass er die Perspektive der Disziplinen in den Mittelpunkt stellt. An grundsätzlichen Stellungnahmen herrscht inzwischen kein Mangel. Die Sicht der Fächer kommt dagegen seltener zur Sprache. Auf sie wird hier der Akzent gelegt, vor allem aus der Überlegung heraus, dass bis heute Geisteswissenschaften an deutschen Universitäten disziplinär organisiert sind. Ob und wie weit dies so bleiben wird, gehört durchaus zu den offenen Fragen der laufenden Diskussionen.

Der Begriff ›Geisteswissenschaften‹ ist dabei nicht in einem emphatischen Sinn zu verstehen.<sup>29</sup> Längst haftet ihm eine konzeptionelle Vagheit an, und zwar spätestens seit sich die Wissenschaften, die mit ihm bezeichnet werden, nicht mehr auf das hermeneutische Konzept des Verstehens verpflichten können, das Wilhelm Dilthey in seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883) entwickelt und etwa noch Hans-Georg Gadamer in *Wahrheit und Methode* (1960) fortgeführt hat. Inzwischen ist der Ausdruck, wie er gemeinhin benutzt wird, mehr ein Name als ein Begriff, der im Wesentlichen die Fächer meint, die weder den Sozial- noch den Naturwissenschaften zugerechnet werden und zumeist Philologien, also Sprach- und Literaturwissenschaften einerseits, historische Kulturwissenschaften andererseits sind. Unschärf bleibt er jedoch insbesondere an den Rändern, weil benachbarte Disziplinen wie die Theologien, die Medienwissenschaften, auch die Sprachwissenschaften sich je nach Konzept den Geisteswissenschaften mal zugehörig oder mal nicht zugehörig fühlen.

Es mag sich von selbst verstehen, dass in diesem Band nicht einmal alle Fächer repräsentiert werden können, die sich selbst eindeutig den Geisteswissenschaften zurechnen.

29 Zur neueren Diskussion über den Begriff vgl. etwa Marcus Beiner: *Was Geisteswissenschaften macht. Und was sie ausmacht*, Berlin 2009.



Vollständigkeit wäre schon vom dafür benötigten Umfang her schwer zu erreichen gewesen; zudem konnten nicht einmal für alle ursprünglich vorgesehenen Disziplinen Beiträger gewonnen werden; andere, bereits zugesagte Artikel sind aufgrund widriger Umstände nicht zustande gekommen. Insofern waren Lücken, die Kenner unschwer feststellen können, nicht zu vermeiden.

Die Auswahl der Fächer erfolgte vor allem unter zwei Gesichtspunkten. Zum einen sollte sie im Ganzen repräsentativ sein und einen Begriff von der Vielzahl und Vielfalt geisteswissenschaftlicher Disziplinen vermitteln. Zum anderen sollte sie aber auch exemplarisch genommen werden können, insofern die Situation hier dargestellter Fächer der anderer, in diesem Band nicht berücksichtigter zumindest vergleichbar erscheint.

Die Beiträge machen insbesondere

- die jeweilige Disziplin, zumal die Theorie des Fachs und ihre Fach- und Institutionen-Geschichte,
- ihren Ort innerhalb des Fächerspektrums,
- ihre institutionelle Situation
- und ihre sei es wissenschaftliche, sei es gesellschaftliche Bedeutung

zum Thema. Sie folgen dabei keinem festgelegten äußeren Schema. Die Gewichtung der einzelnen Aspekte wechselt von Artikel zu Artikel. Einige stellen die Information über das jeweilige Fach in den Vordergrund, andere Kommentare zur Situation der Disziplin, mitunter auch über sie hinaus zur Lage der Geisteswissenschaften generell; wieder andere plädieren für neue Konzepte, die zur Diskussion anregen sollen. Auch in der unterschiedlichen Anlage, etwa in der Entscheidung für ein eher essay- oder ein eher aufsatzartiges Format, repräsentieren die Artikel etwas von der Verschiedenheit geisteswissenschaftlicher Fachkulturen und Wissenschaftlerpersönlichkeiten. Eine Vereinheitlichung ist nicht versäumt, sondern gar nicht beabsichtigt gewesen – wie auch dieser Band nicht dazu dienen soll, nur eine Position zu vertreten.

Gemeinsames Ziel aller Beiträge sollte es letztlich nur sein, die gegenwärtige Situation der Geisteswissenschaften aus der Perspektive einzelner Fächer zu reflektieren, dabei auch die Kritik an ihnen zu diskutieren und so die Rede über die Lage der Geisteswissenschaften zu konkretisieren und zu differenzieren. Dabei gibt jeder Artikel für sich auch die Antwort auf die Frage, was Geisteswissenschaft heute ausmacht.

Ergänzt werden die Beiträge deutscher Geisteswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen zum einen um einen Artikel der Mainzer ›Arbeitsstelle Kleine Fächer‹ über das Selbstverständnis dieser Disziplinen und zum anderen um Ausblicke auf Entwicklungen in zwei anderen Ländern. Auch hier ist die Auswahl offensichtlich nur exemplarisch, bezieht aber mit Italien und England Länder ein, in denen die Entwicklung gerade der Geisteswissenschaften in den letzten Jahren signifikant ist. Ein weiterer Beitrag schließlich ist ausdrücklich komparativ: als Vergleich zwischen deutschen und italienischen Geisteswissenschaften. Ein solcher Blick über die Grenzen wird, trotz der gemeinsamen Bologna-Beschlüsse, an europäischen Universitäten immer noch zu wenig geübt.<sup>30</sup>

## 6.

Die Lage der Geisteswissenschaften lässt sich nicht auf einen einfachen Nenner bringen. Gleichwohl sind im Großen einige Gemeinsamkeiten auszumachen, die sich in fünf Thesen knapp formulieren lassen.

1. Die Einführung der neuen Studiengänge betrifft die Geisteswissenschaften in unterschiedlicher Weise und wird auch verschieden beurteilt. Befürworter und Gegner der Reformen finden sich mitunter schon in ein und demselben Fach. Unübersehbar sind allerdings die Probleme in den kleinen Fächern und in allen Fächern, für die

30 Vgl. Franz Schultheis u.a. (Hg.): *Humboldts Albtraum*.

Fremdsprachenkenntnisse unerlässlich sind, insbesondere wiederum, wenn sie mehrere Sprachen zum Gegenstand haben. Schon das sollte Anlass genug sein, über eine Reform der Reform nachzudenken.

2. Trotz ausgeprägter disziplinärer Identität arbeiten die meisten Geisteswissenschaften, der Komplexität ihrer Gegenstände entsprechend, interdisziplinär, oft komparativ.
3. Internationalität gehört heute selbstverständlicher als noch vor 30–40 Jahren zum Profil geisteswissenschaftlicher Fächer. Sie sind international vernetzt, auch als Folge der Anerkennung, die sie außerhalb Deutschlands genießen. Oft lassen sie, schon durch die Internationalität ihrer Gegenstände, nationale Forschungsparadigmen hinter sich.
4. Nicht zu übersehen ist die wissenschaftliche Dynamik der Geisteswissenschaften, die immer wieder innovativ sind, etwa in der Entwicklung neuer Fragestellungen, der Erschließung neuer Gegenstandsbereiche, selbst im Entwurf neuer Fächer oder zumindest neuer Fachrichtungen.
5. Die Vielfalt geisteswissenschaftlicher Fächer ist kein Luxus, wie es die Rede von den Orchideenfächern suggeriert, sondern eine Notwendigkeit, um den Anforderungen gerecht zu werden, die eine immer komplexere Welt stellt.

Gedankt sei allen Beiträgern für ihre Mitarbeit, dem Verlag für die engagierte Betreuung und dem Wilhelm-Weischedel-Fonds der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft für die finanzielle Unterstützung des Projekts.

*Mainz, im November 2014*